

17 Die Zeit danach

17.1 Der Genesungs- und Entlassungsschock

Die Situation war auch unglücklich.

Am Montag nach dem Chemo-freien Wochenende war ich zur Blutentnahme in der Klinik erschienen, zum obligatorischen, schon gewohnheitsmäßig absolvierten Akt des Über-sich-ergehen-Lassens, doch noch immer unter Hochspannung absolviert, mit mühsam unterdrücktem Lampenfieber: In jeder Pore den alten Geruch der Angst.

Mein betreuender Arzt hatte dienstfrei, ein junger, noch recht unerfahrener Assistent vertrat ihn. Er nahm die Proben im Besucherzimmer – nett, mit Publikum – gab sie zum Labor, kehrte zurück. Räuspern, Setzen. Pause.

Und eröffnete mir dann so unvermittelt wie ungerührt, dass das Spiel gespielt war, ausgespielt, gewonnen. In einem Nebensatz. Gewonnen? Gewonnen. Punktum. Alles Gute. Vorbei.

Ich verstand nicht.

Wie – vorbei ...? Hier *gibt's* kein Vorbei. Ich bin hier im Krieg, ich bin im Kampf! Ich trage das Gewehr, das Bajonett aufgepflanzt, ich bin ein Killer ... Ich komme eben aus dem Schützengraben und suche den Schutz des Unterstands, ich bin dreckverschmiert und blutig, meine Haut riecht nach Tod, und da sagt *ihr* mir: Der Krieg ist vorbei, gib das Gewehr her, häng' den Helm an den Haken, schnür' dein Bündel, geh' packen?! Auf, heimwärts?

Ich verstand nichts mehr.

So kam der wirkliche Schock erst mit der Remission, mit der Botschaft: Sie sind geheilt. Mit der Mitteilung: Fertig, das war's. Keine weitere Chemo. Alle Werte im grünen Bereich, CT und Röntgen schon länger ohne Befund, die Tumormarker okay. Ich folgte versteinert, versuchte zu verstehen, wollte nicht glauben und brach dann zusammen. Anwesende Besucher glotzten verständnislos, tuschelten vernehmbar:

»Wieso, ick dachte, det war 'ne *jute* Nachricht« – Schulterzucken:
»Keene Ahnung ...«

Ich hatte Mühe, meiner selbst und meiner Tränen Herr zu werden, und bat um ein paar Minuten für mich allein. Der Assistent entfernte sich, die Besucher verharrten stoisch auf ihren Plätzen, glotzten. Feingefühl auf Nappaleder.

Ich ließ mich schütteln von unbekanntem Gefühlen, von Sinnzweifeln und innerer Entfremdung. Suchte Begreifen und fand nur mehr ein Nichts. Klammerte mich an kurze Augenblicke der Beherrschung, ließ Zeit verstreichen.

Zeit, gib mir Zeit.

Später dann führte ich das Gespräch zu Ende, erledigte die notwendigen Formalitäten und verabschiedete mich von den Mitarbeitern meiner Station. Ich fand Worte des Danks und empfing Anzeichen geteilter Sympathie. Ich sammelte mich erneut, trat dann ins Freie, in den Vorhof, am Pförtnerhäuschen vorbei, zurück auf die einsame Straße.

Hier brach ich vollends zusammen.

Okay, okay. Das war zu viel für dich. Du bist verrückt geworden. Etwas ist zerrissen in dir. Du bist undankbar. Nicht mehr normal. Du bist es nicht mehr, nicht mehr du. Fang dich. Denk realistisch. Sei dankbar. Denk an die vielen, die es nicht geschafft haben. Oder an jene, die es nicht mehr schaffen werden. Dankbar solltest du jetzt sein, dankbar, ausgelassen heruntollen wie ein junger Rüde, den Himmel und die Welt umarmen. Dem Himmel danken. Stattdessen rennst du heulend durch die Straßen, kopflos und weinerlich, als kämst du von deiner eigenen Beerdigung. Verbirgst dein Gesicht unter Tüchern und Kapuzen, möchtest schreien vor Verzweiflung, und weißt doch nicht, warum. Es gibt keinen vernünftigen Grund, glaub mir, im Gegenteil. Du musst verrückt geworden sein, verrückt. Es war zu viel. Du kannst es nicht mehr fassen.

So lange gekämpft, doch der Erfolg war kaum zu vermitteln – allen anderen wohl, keinesfalls aber mir. Die Welt blieb unreal. Überschwänglich vorgebrachte Glückwünsche zur Genesung trafen nur meine Gefühllosigkeit, allenfalls eine Art ermattetes Desinteresse. Keine Regung, keine Freude. Lebenslust passé. Chemo und Traumata wirkten nach. Nicht enden wollende Übelkeit bestimmte meine Tage und Nächte. Die Depression wurde übermächtig. Ich fraß an gegen meinen Drang zum Erbrechen, wie eine Schwangere zwischen Erdbeertörtchen, Sahnesteif und Gurkenglas, sammelte Körperfülle kiloweise. Heulte mich durch die grauen Nächte endloser Wochen und wusste noch immer nicht, warum. Ich fand keinen Sinn und gab schließlich auch die Suche danach auf. Ich fühlte noch immer keine Dankbarkeit gegenüber meinem gnädigen Schicksal, fand keine Wege aus der dumpfen, ungreifbaren Verzweiflung, für die es doch keinen Grund mehr gab. Ich kannte und erkannte mich nicht mehr. Ich war ein anderer geworden.

Der wachsende Verdacht, damit nun endgültig verrückt geworden zu sein, machte das Leben nicht leichter. Ich hatte neu zu lernen. Ich lernte, mit den Menschen des normalen Lebens gerade so normal umzugehen, dass ich keine Neugierde, keine vermeidbaren Nachfragen erweckte. Ich lernte zu täuschen, harmlos zu tun, mich zu verbergen, mein Innerstes zu verstecken. Begegnungen hielt ich nie lange durch. Ich war schnell gelangweilt, desinteressiert am Geschwätz um alltägliche Banalitäten. Ich zog mich zurück, suchte die Stille, das Alleinsein, mich selbst. Wer sollte mich verstehen, da ich mich selbst nicht verstand? Lasst mich doch alle in Frieden ...

Die wirklichen Hintergründe verstand ich erst viel später. Erst später, in der Kur, im psychologischen Gespräch, platzte endlich der erdrückende Knoten:

Es war eine simple Sache der Kräfteinteilung. Alles Denken und Fühlen hatte sich so lange Zeit mit aller Energie allein auf den Körper konzentriert – auf Kampfbereitschaft, auf Wachsamkeit, auf das beständige Horchen: Alle Systeme bereit? Irgendwelche Ausfälle? Neue Komplikationen? Schwellungen, Thrombosen, Embolien? – Was

macht das Nervensystem? Ein Kollaps im Anmarsch? Der Stress schlechthin – Survival pur.

Kein Platz für Ängste. Einzig Überleben war das Ziel. Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit, Heulkrämpfe und Depressionen wurden nur zeitweilig, während der Therapie-Pausen – und auch da nur vereinzelt – zugelassen, zumeist aber wegnoriert. Einziges Ziel: Ich will hier bleiben. Ich will leben. *Überleben*. Kein Raum für Gefühle, schon gar nicht für die Facetten der verwundeten Seele in all ihren unauslotbaren Tiefen.

Dann plötzlich das: Aus und vorbei. Sie sind durch. Geheilt. Quitt. Ab, nach Hause. Der Job ist getan. Jetzt sind *Sie* dran.

Jetzt bin ich dran. Danke. Ich. Wer ist ich?

Und, wie zur Antwort, kotzt sich die Seele aus. Plötzlich und ohne jede Vorwarnung. Verlangt ihr Recht, stülpt gnadenlos ihr lang behütetes, schlichtweg ignoriertes, innerstes Sein nach außen. Fordert endlich Beachtung von ihrem Wirt, der unfähig ist, ihr zu folgen, der einfach verlernt hat, Gefühle überhaupt noch zuzulassen. Und die Seele hat Nachholbedarf. Und fordert ein, und fordert mehr, verlangt uns alles ab, was wir ihr so lange Zeit versagt haben. Und sägt und bohrt, saugt uns auf, saugt uns leer. Bis hin zum Kollaps.

Hilfe, ich *kann* nicht mehr!